Das Antlitz der Bücher

Autor(en): **Radecki, Sigismund von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **6 (1949)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-387610

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Sigismund von Radecki / Das Antlitz der Bücher[1]

ch bin von Natur Bücherkäufer. Wie die Ameise sich instinktiv ihren Balken von einer Tannennadel auflädt, um doch nicht mit leeren Händen heimzukommen, so treibt es mich wiederum, alte Scharteken zu kaufen und nach Hause zu schleppen. Man kann sich denken, wie mein Zimmer allmählich ausgesehen hat: an den Wänden, auf den Stühlen, auf dem Fußboden ragte es in staubigen Türmen – gerade noch, daß ein düsterer Hohlweg vom Bett zum Schreibtisch frei blieb. Wurde das dann noch so ordentlich vollgeraucht, daß die Fliegen aus der Luft zu Boden fielen – das war dann die richtige Schaffensatmosphäre! Bücher suchen konnte man in diesen Haufen ja nun wohl, aber auffinden höchstens mit der Wünschelrute: kamen doch täglich neue zu und warfen sich auf die alten.

Aber als es wegen der Bomben aufs Land ging, gab es dort so viel leere Gestelle, daß auch ich Bücherhöhlenmensch von der niesenden Kultur beleckt wurde. Da half denn nichts, alles wurde schön einreihig aufgestellt, und plötzlich – zum ersten Male seit zwanzig Jahren – schauten mich meine Bücher, eines neben dem andern, mit goldenen Lettern an. Ein unerwarteter Anblick. Ich, der ich mein Leben bisher bedenkenlos heruntergekaut hatte wie das Kind sein Butterbrot («Nun, Kleiner, schmeckt's?» – «I woaß net, i friß halt so nei...»), sah auf einmal Wachstum, Folgerichtigkeit, Erlebnis und Abenteuer von den Buchrücken herabglänzen. Vielleicht hat Don Juan ähnliches beim Überfliegen der Leporello-Liste empfunden; nur daß diese Wesen ihm nachher fluchten und von Don Juan sorglichst gemieden wurden, während ich mich noch aller erfreute wie der weise Salomo und sie dann einfach ins Fach zurücksteckte.

Es gibt standorttreue Bücher, denen es bang ums Herz wird, wenn sie ausgeliehen werden, und wieder andere, die auszureißen lieben, sogenannte Strabanzer. So einer ist mein «Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, 1847», an dem ich mich doch seit meinem neunten Lebensjahr nicht sattlesen kann – es war mein Geburtstag, und zwei liebende Hände hielten mir die Augen zu, bis dicht vor dem duftenden gelben Kringel und den duftenden Kerzen und diesem Schatzkästlein. Als es mir das erste Mal auskniff, ging ich bekümmert auf die Suche, bis ich eine moderne Ausgabe fand, auf deren schlechterem Papier die Illustrationen verloren hatten, aber der Text doch immerhin derselbe blieb. (Je höher eine Kunst steht, um so williger bietet sie sich der Reproduktion; ein Gedicht ist völlig reproduzierbar, ein Bild nicht mehr.) Aber auch dieses Schatzkästlein war plötzlich verzaubert und weg. Endlich, nach Jahren, fand ich die alte Ausgabe wieder; zwar nicht mehr 1847, aber doch 1859, auf gutem Papier. «Hab ich dich wieder, du liebes Säulein!» sagte ich wie der Zundelfrieder und schlug gleich meine Lieblingsgeschichte «Einfältiger Mensch in Mailand» auf, von dem Mann im Zylinderhut, der zwecks Hausverkaufs einen Stein des Gebäudes auf den Markt bringt. Ja, da war es, das Bild, und auch die Geschichte, aber der Titel lautete nunmehr: «Ein einfältiger Mensch» – so einfältig hatte man ihn verändert. Da wurde mir klar, daß man 1859 nicht mehr die Kraft hatte, den subtilen Humor von 1847 zu verstehen. Ich strich ihn durch, den Titel, und setzte den alten mit zornigen Buchstaben wieder ein. Und seitdem ist mir das Büchlein anhänglich geblieben.

Und dort grüßt mich jene schwefelgelbe Nummer des «Brenner», mit dem damals neuesten Gedicht von Georg Trakl, die ich Juli 1914 im Postamt von Taschkent (Zentralasien) in Empfang nahm. Und gleich daneben steht mein Stolz: «Pub. Ovidii Nasonis Amatoria, apud Seb. Gryphium, Lugduni 1540», den ich in der Nürnberger Straße, nahe dem U-Bahnhof, für drei Mark erstand. Denn man muß beim Bücherkaufen wie auf der Börse immer gegen die Konjunktur gehen. Damals nun standen Romantiker sehr fest, während Klassiker flau lagen – die Berliner Bücherkarren hatten jegliche Hoffnung auf ein Anziehen von Humaniora aufgegeben. Nun konnte man die herrlichsten Tacitusse, Juvenale und Petroniusse für ein Butterbrot kaufen.

---

[1] Der verehrte Verfasser hat uns bei Anlaß einer Vorlesung im Basler Pen-Club gestattet, diese ansprechende Plauderei aus seinem Buche: «Das müssen Sie lesen! Aufsätze über Lesen, Schreiben, Drucken und verwandte Dinge», Wien, o.J., hier wiederzugeben.

In langen Reihen stehen meine Gespenstergeschichten, denn davon kann ich gar nicht genug haben. Das heißt, nicht persönlich, da hab ich Angst davor, sondern so hinterm Ofen erzählt; aber weniger zum Gruseln als zu einer langen Nase für alle Rationalisten, die da schließen messerscharf, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Oh, ich weiß eine Geschichte, wo sechs Mann auf einem Boot die Weser stromaufwärts fahren: ohne Motor, ohne Ruder, ohne Segel – bloß von einem Dämon angetrieben. Ganz gut ist auch der Originalbericht über das verschlossene Londoner Zimmer, in dem «jemand» laut singt; die Nachforschenden finden das Zimmer leer, aber singen tut's noch immer darin – und nun schreiten sie, mutig mit der Kerze in der Hand, mitten durch das Singende, durch das Gespenst hindurch...

Einmal hat mir sogar ein verstorbener Autor einen Besuch gemacht. Als ich Franz von Baaders Werke zum ersten Male aufschlug (es war in der sonnenheißen Wehner Straße in Göttingen), da wußte ich sogleich: hier spricht einer, der Macht hat. Und je mehr ich von ihm wußte, um so mehr wollte ich von ihm wissen: aus der Silhouette wurde ein Bild, aus dem Bild ein Marmor, aus dem Marmor Fleisch und Blut. Da fiel mir eines Tages «Grundzüge der Sozietätsphilosophie von Franz Baader, Würzburg 1837» in die Hände. Und wie ich den himmelblauen Band zu Hause untersuche, da fällt mir noch etwas in die Hände, in den Schoß: eine zierliche Biedermeier-Visitenkarte «Franz von Baader». Ich erhob mich, machte eine Verbeugung und zog höflich meine eigene Karte. Aber da ich sie nicht gut in die vierte Dimension abwerfen konnte, so ließ ich sie leise in die Kaminglut fallen, wo sie sich zu einer Papillote krümmte und dann nicht mehr da war. Die seine aber bewahre ich als Andenken an eine Begegnung.

Und dann gibt es da ein Buch, voll von Gedanken, das führte ich vor vielen Jahren als einziges im Tornister mit. Wir zweihundert Mann waren von dreitausend umzingelt, in einer tiefverschneiten Waldstation. Unsere vier Kanonen lugten, dichtgedrängt, in die vier Himmelsrichtungen hinaus; kein guter Anblick. Unsere Hoffnung war noch die Lokomotive: aber die empfahl sich plötzlich ohne Waggons – ganz ohne Pfiff rollte sie weg, denn jemand hatte den Maschinisten mit vorgehaltenem Revolver zu Volldampf überredet. Da blieb nichts übrig, als sich durchzuschlagen; darum machten sich alle leicht und ließen das Gepäck liegen. Aber ich wollte nicht, denn in dem Tornister war ja mein Buch. Um es leichter durch den Schnee zu haben, packte ich ein Artilleriepferd an den durchschnittenen Strängen – und entdeckte, daß auf dem Pferd ein alter Schulkamerad sitzt, den ich jahrelang nicht gesehen hatte. «Wirf doch den dummen Tornister weg!» rief er, als mir der Schnee bis an den Leib ging. «Ich denk nicht daran», sagte ich – er meinte, wegen des Tornisters, aber ich meinte das Buch. Wenn ich das fortwarf, dann war alles hin, dachte ich. Und wir kamen durch – sonst würde mich ja dieses Buch «Pro domo et mundo» nicht so merkwürdig von der Wand ansehen.

Und dort steht in schimmerndem Altgold meine Muckerbibel. Fällt die Sonne herein, so fängt sie zu blitzen an. Diese Muckerbibel (von deren Existenz ich keine Ahnung hatte) gewann ich mir durch Systematik. Ich nahm die Karte von Berlin vor, dazu das Branchen-Adreßbuch, teilte die Stadt in Bücherbezirke und kämmte sie der Reihe nach methodisch durch. In was für Butiken man da stolperte! Manche waren im Keller, manche im dritten Stock, manche hatten ihr Dasein unter Spinngeweben selbst vergessen und mußten von dem Eindringling eindringlichst erinnert werden. Dieses Etablissement lag in Schöneberg, zweiter Stock, Privatwohnung, und bestand aus einem Büchergestell und einer älteren Dame, die das alles nur aus Pietät für ihren Verstorbenen weiterführte. Staub hatte sie jedenfalls nicht gewischt. Und auf einmal sehe ich dieses Buch: «Das Neue Testament, Barmen, gedruckt und zu haben bei J. F. Steinhaus, 1842». Ich setze den Namen her, denn es ist ohne Zweifel das schönste (und unbekannteste) deutsche Druckerzeugnis des 19. Jahrhunderts! Ah, wird man sagen, Sie sind Bibliophile – uns kommt es auf den Inhalt an! Aber nein, das ist ja ein Mißverständnis: auch ich gehe aufs Innere, da ist das zerlesenste Reclambändchen gut genug. Und dennoch zeugt es von Kraft, einem erhabenen Inhalt auch den erhabenen Ausdruck zu schaffen – wozu hätten denn sonst die Griechen ihre Tempel gebaut; etwa bloß, um ein Dach überm Kopf zu wissen? Ob nun damals die bekannten Mucker im Wuppertal mit ihrer ganzen Seele daran hingen, oder was sonst es bewirkt hatte – hier jedenfalls war das Wort Schrift geworden, heilige Schrift! Format 15×22 cm, nicht zweispaltig, sondern über die ganze Seite,

mit herrlichen fünf Millimeter großen Frakturlettern! Ein moderner Druckfachmann, dem ich das Buch zeigte, war ganz erschlagen vor Entzücken; das hatte er nicht für möglich gehalten. Diese Schrift deklamierte nicht, aber sie murmelte auch nicht, sondern sprach jedes Wort großäugig vor die Seele. Das Buch sah aus, als wäre es einstmals mit der eingestochenen Haarnadel als Orakel befragt worden, als hätten halblaute Lippen an jeder Zeile gehangen – damals, als der Mann hinterm Pflug sie zuweilen noch auswendig kannte, diese Zeilen, die selbst wie fruchtbare Ackerfurchen über das Blatt zogen. Es ging ein Säemann säen. Fast peinlich, zu sagen, daß es zwei Mark gekostet hat.

Jede Leidenschaft macht abergläubisch. Wolle etwas, und schon spähst und lauschest du, ob «es» auch will. Und nun wird jedes Nebenbei zum Plan, jedes Ungefähr Absicht, jeder Zufall ein Fingerzeig. Man wird zum Othello, der das desdemonische Schicksal interpretiert... So war es kein Zufall, daß mir 1917 in Petersburg der bärtige Bauer mit dem Sack auf dem Rücken entgegenkam. Dicht neben mir ließ er den Sack zu Boden fallen und packte etwas aus, etwas, wovon ich lange geträumt hatte – die sechsunddreißigbändige Jean-Paul-Ausgabe von 1840! Dieser Sack kam mir wie vom Himmel gefallen. Und umgekehrt: Welch ein Zufall ließ mich in Berlin jene Oubliette finden, aus deren dunkelster Ecke ich Puschkins «Boris Godunoff, Petersburg 1831» hervorzog, nämlich die Erstausgabe? Das war fast so, als ob ich Puschkin selbst die Hand berührt hätte... Aber das kann nur ein Liebhaber nachfühlen.

Aber ach, es gibt in meiner Bibliothek auch Grabhöhlen, beklagte Abwesende, Bücher, die ich nicht erreichte – wehmütige leere Stellen. Da war ein Karren neben der Staatsbibliothek, der hatte eine Abteilung unter Glas, für die besseren Sachen. Immer blieb ich dort stehen und holte aus der Glasabteilung ein wunderbares Kalbslederbändchen hervor: «Essay on Man, by Alexander Pope, London 1750.» Und jedesmal dachte ich, jetzt noch nicht, aber wenn du den Vertrag mit dem Verleger in der Tasche hast. Das ging so wochenlang. Und kaum hatte ich ihn unterschrieben, so lief ich gleich zu meinem Karren. Da stand daneben ein junger Mann, mitten auf dem Fahrdamm, und las ganz versunken in einem Buch. Ich stürzte zur Glasabteilung: das Buch, mein Buch, war fort! – «Es ist soeben von dem Herrn dort gekauft worden», sagte der Händler, «sehen Sie, er liest darin.» Da stand ich da, mit dem Vertrag in der Tasche... Ein verpaßtes Rendez-vous. «Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich habe auf die Dame ältere Ansprüche...», nein, das konnte ich nicht sagen. Und nun fehlt es mir, und wird mir immer fehlen, und ich lasse mich da nicht besänftigen. Hätte ich doch früher...! Aber auch das ist kein Zufall.

Und das Komische ist, daß ich jetzt, wo Bücher Mangelware sind, selbst einer geworden bin, auf den man Jagd macht. Das hat nicht viel auf sich, das passiert heute allen Autoren, und dennoch kitzelt mich's... Jagd auf den Jäger! Aber da auch mir meine Exemplare ausgehen, so sehe ich den Augenblick kommen, wo ich mit fliegenden Haaren durch die Buchläden stürme und nach Radecki verlange. Nur hat die Sache einen Haken. Denn das Vorschwebende, das noch nicht Bekannte macht ja den Reiz dieser Jagd aus. Aber ach, Radecki, gerade den kenne ich ja! Das ist doch so'n kleiner Dicker.

Prof. Dr. Aloys Ruppel, Mainz / Druckte man in Basel früher als in Mainz?[1]

Angeregt durch die Basler Untersuchungen des Oberbibliothekars Dr. Karl Schwarber über «Rätsel um einen Wiegendruck» (vgl. Stultifera Navis, Jahrgang 2, 1945, Nr. 3/4), möchte ich heute die Frage diskutieren: «Druckte man in Basel früher als in Mainz?». Ich sage «diskutieren», denn eine klare und glatte Beantwortung der Frage mit ja oder nein kann bei dem augenblicklichen Stand der Forschung nicht gegeben werden. Es darf uns bedeutsam genug erschei-

[1] Vortrag, gehalten am 8. Oktober 1948 im großen Lesesaal der Universitätsbibliothek Basel.

Anmerkung: Ich lasse diesen Vortrag genau so drucken, wie er gehalten wurde, obwohl ich meine Darlegungen gerne schärfer präzisiert und stärker unterbaut hätte. Dafür aber hätten weder die Vortragszeit noch der zur Verfügung gestellte Druckraum hingereicht.